

Nr. 72. **Bromberg, den 5. August** **1924.**

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(6. Fortsetzung.)

28.

„Arran?"

Der Förster wiederholte den Namen. Nein, er kenne ihn nicht, habe ihn nie gesehen oder seinen Namen gehört.

Asbjörn Krag beschrieb ihn flüchtig. Als er die Botanisiertrommel erwähnte, ging dem Förster ein Licht auf.

„Den habe ich ein paarmal im Walde gesehen", erklärte er, „er scheint Insekten und Pflanzen zu studieren. Er treibt sich immer beim Kleinen See herum."

Krag zog wieder seinen Plan heraus und machte ein Zeichen.

„Hier liegt also der Kleine See", murmelte er, „ungefähr mitten zwischen dem Hotel und Ihrem Hause."

„So ungefähr."

„Haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Ein einziges Mal habe ich ein paar Worte mit ihm gewechselt. Aber er antwortete immer so verdrießlich, daß ich den Eindruck hatte, er wolle lieber ungestört sein. Er heißt also Arran? Engländer?"

„Ich weiß es nicht. Jedenfalls spricht er die Landessprache ziemlich fließend."

Zögernd fragte der Förster:

„Ist da etwas . . . haben Sie einen Verdacht auf ihn?"

„Nein, nein", antwortete Krag schnell. „Er wohnt nur im Hotel und ist solch seltsamer Kauz. Sagen Sie mal, haben Sie je gesehen, daß er Pflanzen in seine Botanisierbüchse legte?"

„Nicht, daß ich wüßte."

Krag lachte.

„Ich möchte wissen, wonach er im Waldboden sucht?", sagte er. „Vielleicht ist er einer von den modernen Pfadfindern. Kommen Sie, wir wollen aufbrechen."

Als Krag einen Augenblick allein im Zimmer blieb, wich der heitere Ausdruck seines Gesichtes einer tiefen Nachdenklichkeit. Von neuem studierte er seine Skizze gründlich und schien die Entfernungen der verschiedenen Punkte voneinander zu berechnen. Darauf begann er die Photographien an den Wänden zu betrachten. Es waren Familienbilder, Bilder aus dem Studentenleben der Hauptstadt und einige Gruppenbilder aus der Militärzeit des Försters. Aber da waren auch verschiedene Photographien aus seinem jetzigen Wirkungskreis, das Schloß des Gutsherrn in verschiedenen Ausgaben, Hundephotographien und Pferdeabbildungen und einige große Bilder von Jagdgesellschaften, wozwischen Krag einige königliche Personen erkannte.

Während Asbjörn Krag noch herumging und diese Dinge betrachtete, war die alte Haushälterin hereingekommen, um den Tisch abzudecken. Es zeigte sich, daß sie sehr redselig war, und Krag, der sehr geschickt zu fragen verstand, lockte bald aus ihr heraus, daß die Hochzeit ihres Herrn nahe bevorsteht. Die Hochzeit sollte in der Hauptstadt stattfinden, wenn aber das junge Paar zurückkam, sagte sie, dann würden die Gutsherrschaft selbst und alle Leute sie mit Fackeln und Hurra empfangen. Das aber war vorläufig noch ein Geheimnis. Da verstand der Detektiv, weshalb der Förster sich, mit diesem Ereignis vor Augen, von der drohenden Gefahr sehr bedrückt fühlte.

Als Krag hörte, daß der Wagen vorfuhr, nahm er Hut und Stock und ging hinaus. Die Nacht war fast winterlich kalt, mit strahlendem Mondschein. Die langen Reihen blühender Obstbäume im Garten waren wie mit Schnee überschüttet. Auf der schrägen Lichtung konnte man deutlich das Vieh erkennen, das in schwarzen Haufen auf der mondbeschienenen Wiese lag, hier und dort blitzte der Schein des Mondes auf den Hörnern; am Waldsaum trabte eine Schar Pferde, der dumpfe Schall ihrer Hufe war das einzige Geräusch, das weit und breit zu hören war. Die Landschaft mit den hartbegrenzten Licht- und Schattenflächen lag in eine ferne, mittelalterliche Mystik gehüllt.

Ein leichter Jagdwagen hielt vor der Tür. Der Förster saß bereits auf dem Bock, die Zügel in der Hand, eine große Dogge umsprang eifrig das Gefährt. Leicht und fast lautlos glitt der Wagen über den weichen Weg und wurde bald vom Walddickicht aufgenommen.

Die beiden Freunde sprachen nicht viel. Der Förster mußte bei den vielen Wegbiegungen auf das Pferd achtgeben, und sein Freund schien in den Genuß der ungewöhnlichen Fahrt durch den Wald versenkt zu sein. Hohe Laubbäume standen zu beiden Seiten des Weges und breiteten ihre Zweige wie ein luftiges Dach über sie, dazwischen sah man den tiefblauen Himmel schimmern. Der Wald schien überall undurchdringlich, als öffne er sich nur, wenn der Wagen heranrollte, um sich gleich darauf, wenn er vorbei war, wieder zu schließen. Noch barg er den süßen Duft des frischen Laubes, eine säuerliche Kühle vom Waldboden und schwellenden Laubmengen, jene herrliche Kellerfrische des Waldes, die sich bis tief in den heißen Sommer hinein hält. Der Mondschein rieselt durchs Laub und blieb unter den Blättern hängen, die wie auf Silber zu schwimmen schienen.

Einmal zog der Förster die Zügel an und sagte:

„Hier war es."

„Was?" fragte Krag, als ob er aus einem tiefen Traum erwachte.

„Hier wurde auf mich geschossen," antwortete der Förster und zeigte mit der Peitsche, „dort stand ich, die Kugel hat ein Stück aus der Rinde des großen Baumes dort gerissen."

„Ich kann nichts sehen," sagte Krag, „es ist mir unmöglich, mich zu orientieren. Mir ist, als ob ich mich auf dem Boden eines tiefen Brunnens befände. Fahren Sie weiter."

Und schweigend setzten sie die Fahrt fort. Als sie aber so weit gekommen waren, daß sie schon durch die Bäume das offene Feld im Mondschein liegen sahen, scheute das Pferd plötzlich und der Hund, der mitgelaufen war, bellte ein paarmal kurz. Das Pferd blieb stehen.

„Das Pferd zittert," sagte der Förster, „sahen Sie etwas?"

„Nein," sagte Krag gleichgültig, „ich sehe nichts."

Der Förster gab dem Pferd die Peitsche und es lief weiter, indem es seitwärts ausbog, so daß der Wagen fast in einen Graben gefahren wäre.

„Pferde sind so furchtsam des Nachts", sagte er, „es mag ein Tier gewesen sein, das über den Weg lief. Der Hund ist auch wieder ruhig."

Kaum aber hatten sie den Wald verlassen und das große Hotel lag wie eine schwarze Masse vor ihnen, mit vereinzelten beleuchteten Fenstern hier und dort, als rechts im Walde ein Schuß fiel. Ein scharfer Schuß aus einem Gewehr. Der Wagen hielt wieder.

„Fahren Sie zu", rief Krag ungeduldig, „fahren Sie auf das Hotel zu!"

Der Hund des Försters war sofort in den Wald gerast, man hörte das Laub bei seinem Lauf rascheln, und er füllte den Wald durch sein wildes Gebell, das stärker und stärker wurde, je mehr er vordrang.

Plötzlich fiel wieder ein Schuß, und darauf wurde alles still.

24.

Der Förster war entsetzt durch die Dunkelheit. Er machte eine Bewegung, als ob er vom Wagen springen wollte, Krag aber hielt ihn zurück.

„Besinnen Sie sich doch, Mann," sagte er, „fahren Sie schnell weiter. Das nächste Mal kommen wir vielleicht an die Reihe."

Der Förster lauschte.

„Mein Hund ist erschossen", sagte er.

„Das ist gar nicht gesagt."

„Aber ich höre ihn nicht mehr."

Aus dem Walde war jetzt nur das schwache Rauschen der Baumwipfel zu hören, wenn der Wind darüber hinstrich. Auch Krag lauschte einen Augenblick, dann aber trieb er selbst das Pferd an, und bald knirschte der Wagen über den kiesbelegten Hofplatz des Hotels und hielt etwas vom Eingang entfernt.

Krag und der Förster stiegen schnell aus. Der Förster pfiff ein paarmal, aber kein Laut kam aus dem Walde, der sich schwarz und drohend über die strohgedeckten Hofgebäude erhob. Er rief den Namen des Hundes, aber es erfolgte keine Antwort. Fast hatte es den Anschein, als wollte er wieder in den Wald, um nach dem Hund zu suchen, Krag aber hielt ihn zurück.

„Das ist ja Wahnsinn", sagte er, „Sie setzen sich nur der Gefahr aus, selbst eine Kugel in den Leib zu bekommen. Wenn der Hund erschossen ist, machen Sie ihn nicht wieder lebendig, weil Sie sich selbst in Gefahr begeben. Übrigens ist es merkwürdig, daß wir gar kein Geräusch hören. Die Luft ist so still, daß man jeden Schritt auf dem Waldboden hören müßte."

Damit zog er den Förster in den tiefen Schatten des Hauptgebäudes.

„Solch Mondschein ist verflucht gefährlich", sagte er, „wenn ein Verrückter sich hier herumtreibt, sind wir in dem blauweißen Licht eine glänzende Zielscheibe für ihn."

Jetzt hörte man, wie eine Tür im Hotel zugeschlagen wurde. Kurz darauf wurde die Haupttür geöffnet und ein dunkelgekleideter, barhäuptiger Mann trat heraus. Asbjörn Krag ging auf ihn zu. Es war Direktor Gaarder.

Er schien weder erstaunt über die Schüsse noch über die Gegenwart des „Ingenieurs". Sein Gesichtsausdruck aber war ernst und sein Blick mißtrauisch.

„Wessen Pferd ist das?" fragte er.

„Des Försters. Da kommt er selbst. Kennen Sie ihn nicht?"

„Sie haben meinen Wagen doch schon früher gesehen", sagte dieser, indem er zu ihnen trat.

Darauf antwortete Gaarder nichts, aber er betrachtete die beiden Herren, als ob er ihnen bedeuten wollte, daß sie unbefugt in sein Gebiet eingedrungen seien.

„Es war also das Rollen Ihres Wagens und Ihre Stimmen, die ich gehört habe", murmelte er.

„Von wo haben Sie unsere Stimmen gehört?" fragte Krag schnell.

Gaarder zeigte:

„Von dort, wo der Weg in den Wald einbiegt."

„Wo aber befanden Sie sich selbst?"

„Im Hotel", antwortete Gaarder.

„Dann haben Sie wohl auch die Schüsse gehört? Es ist heute nachts abermals geschossen worden."

Gaarder nickte.

„Ich habe sie gehört", sagte er, „sie fielen dort drüben im Walde."

„Mir war," antwortete Krag, „als ob sie dort aus dem Walde, näher zum Garten kämen."

„Ausgeschlossen," wandte Gaarder ärgerlich ein. „Ich befand mich im südlichen Flügel und hörte ganz deutlich, daß die Schüsse aus dieser Richtung kamen."

Er zeigte.

„Ich muß doch die Verhältnisse auf meinem eigenen Gebiet kennen," fügte er halb beleidigt hinzu.

„Wer aber hat geschossen?"

„Danach müssen Sie den Förster fragen. Dergleichen Dinge gehen im Walde vor. Das ist nicht das erstemal."

Der Förster starrte wieder zu der dunklen Waldmasse hinüber.

„Ich glaube, diesmal haben sie meinen Hund erwischt," murmelte er.

„Sie haben ja selbst Ihre Warnung an die Wand gekleistert, daß man sich nachts nicht im Walde aufhalten soll," sagte Gaarder, „an Ihnen wäre es also zuerst, vorsichtig zu sein." Er sprach so merkwürdig schwerfällig, ganz entgegen seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Es klang fast, als ob er betrunken wäre.

Jetzt tauchten mehrere Menschen auf dem Hofplatz auf. Der Portier kam heraus. Er war gerade eingeschlafen, als Schüsse ihn wieder geweckt hatten. Auch der Chauffeur und zwei Knechte kamen heraus. Schließlich war eine ganze kleine Schar auf dem Hofplatz versammelt, die beim Schein des Mondes ratlos zum Walde hinüberblickte. Der Förster bat sie inständig, mit in den Wald zu dringen, keinem aber stand recht der Sinn danach. Es hätte keinen Zweck, meinten sie, vor Tagesanbruch könne man doch nichts sehen.

Es fiel Asbjörn Krag auf, daß Gaarder gar keine Besorgnis zeigte, diese neue Begebenheit könne seine Gäste noch mehr erschrecken. Er nahm die ganze Sache mit großer Ruhe und sagte ausdrücklich, daß er unmöglich für das aufkommen könne, was sich auf fremdem Gebiet zutrüge. Übrigens schienen die Gäste nicht weiter beunruhigt zu sein. Hier und dort sah man im südlichen Flügel ein Licht aufblitzen, sonst aber blieb alles still im Hotel.

Gaarder sagte seinen Leuten gerade, daß sie zu Bett gehen sollten, als zwei neue Gestalten auf dem Schauplatz erschienen: Dr. Benediktson und der Naturforscher Arran traten zusammen aus dem Hotel.

Das Benehmen des Naturforschers war so auffallend, daß es Aufsehen erregen mußte.

Kaum hatte er sich der Gruppe genähert, als er sagte: „Zünden Sie doch bitte Ihre Taschenlaterne an, Herr Doktor, ich möchte diesen Leuten gern ins Gesicht sehen."

Dr. Benediktson zündete seine Lampe an und reichte sie Arran, der sie hochhob und jedem einzelnen damit ins Gesicht leuchtete. Erst betrachtete er auf diese aufdringliche Weise Asbjörn Krag, darauf den Förster, dann einen der Knechte, darauf Gaarder.

„Ich finde, alle Gesichter sehen so merkwürdig aus," sagte er und lachte, „vielleicht aber liegt es an der seltsamen Lichtmischung, dem gelben Laternenschein und dem blauen Mondlicht. Aber Sie, Herr Gaarder, sehen am merkwürdigsten aus, wie ein Ertrunkener, der schon eine geraume Zeit im Wasser gelegen hat."

Dr. Arrans Lachen klang unheimlich und schneidend. Es war, als ob es ihm Vergnügen mache, eine unheimliche Stimmung hervorzurufen. Die Knechte wichen zögernd vor ihm zurück.

Plötzlich fragte er:

„Wer von Ihnen ist also der Mörder? Ich möchte ihn gern sehen. Mutige Menschen sind mein Fall."

„Der Mörder?" fragte Krag. „Was meinen Sie damit?"

„Haben Sie nicht die Schüsse gehört?"

„Doch."

„Na also. Man hat auf mich geschossen," sagte Dr. Arran.

„Sie kamen doch aus dem Hotel," wandte Krag ein.

„Stimmt. Man hat mich im Hotel zu treffen versucht."

„Kommen Sie aus Ihrem Zimmer?"

„Ja."

„Dann ist es ausgeschlossen, daß die Schüsse aus dem Walde auf Sie gerichtet wurden."

„Aus dem Walde," sagte Arran erstaunt, „die Schüsse kamen nicht aus dem Walde. Der Mörder stand unten im Park, ich habe ihn selbst vom Fenster aus gesehen."

„Sind Sie verwundet?" fragte Krag.

„Nein," antwortete Arran, „die Kugel aber hat den großen Spiegel in meinem Zimmer zertrümmert."

Noch ein Spiegel.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich der Große und sein Justizminister.

Von Peter Lee.

Unter Friedrich II. war u. a. auch ein Frhr. von Broich Justizminister. Da geschah es, daß das Kammergericht sich für einen Kaufmann interessierte, der Konkurs gemacht hatte. Unter der Nachwirkung des Siebenjährigen Krieges machte sich damals eine allgemeine europäische Wirtschaftskrise geltend, in deren Verlauf auch in Preußen eine große Anzahl kaufmännisch-industrieller Unternehmungen fallierte. Auf immer weitere Kreise erstreckte sich die Not der Verarmung. Die Händler erbaten Zahlungsaufschübe, erhielten sie aber in den seltensten Fällen. Wie im einzelnen die Verhältnisse bei oben erwähntem Kaufmann lagen und insbesondere: wodurch sie begründet waren, geht aus den unvollständigen Aktenbelegen nicht deutlich genug hervor, obwohl gerade hier die kausalen Zusammenhänge von keineswegs zu unterschätzender Bedeutung gewesen wären.

Gleichviel: als ziemlich sicher darf wohl angenommen werden, daß das Gesuch des Mannes, ihm eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes aus der Konkursmasse zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes zu gewähren, mit Recht abschlägig beschieden wurde. Der Abgewiesene wandte sich nun mit einer Bittschrift an den König, und dieser verfügte kurzerhand (und offenbar ohne auf die näheren Details einzugehen), daß dem Insolventen als einmalige Abfindung

1500 Taler ausbezahlt werden sollten. Die Allerhöchste Kabinettsordre wurde dem Freiherrn von Broich auf dem Dienstwege zur Kenntnisnahme und „unverzüglichen Nachachtung“ vorgelegt.

Der Minister jedoch, der anscheinend seine eigene Meinung hatte und von krummen, allzeit willfährigen Höflingsbuckeln nicht eben viel hielt, ließ sich auch durch eine sehr bestimmte, unmißverständliche Willensäußerung seines Souveräns nicht aus dem Konzept bringen. Er bewirkte vielmehr, daß der königliche Entscheid aufgehoben wurde und berichtete hierüber an seinen Herrn. Der befahl, daß dem Bittsteller nun wenigstens 1200 Taler anzuweisen wären, drang aber ebensowenig durch wie das erstemal: Broich tat wie zuvor und beharrte bei seiner von ihm zu Recht erkannten Auffassung. Da sandte Friedrich ein persönliches Handschreiben, deutlich und charakteristisch genug in seiner lakonischen Geradheit: „Mein lieber Justizminister! Ihr seid zwar ein rechtschaffener Mann, aber ein recht grober Esel . . .“

Broich, nicht faul, antwortete umgehend, er freue sich, daß das große Herz des Königs dem Rechte seinen Lauf gelassen habe, im übrigen aber habe der Verfasser der Allerhöchsten Ordre sich so unziemlicher Ausdrücke gegen den ersten Diener der Krone (Justizminister) bedient, daß er bitten müsse, ihm, dem Verfasser, seinen groben unqualifizierbaren Ton aufs ernstlichste zu verweisen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Bei einem kurz darauf stattfindenden Conseil in Sanssouci, bei dem u. a. die Minister von Carmer, Graf Finkenstein, Frhr. von Heinitz, Ewald von Hertzberg, Jariges und der klug verschlagene Großkanzler Samuel von Coccesi zugegen waren, überging der König Broich und sah ihn nur mit seinem stählern-blauen, durchdringenden Blick an. Der Baron verzog keine Miene. Friedrich wiederholte seinen Rundgang bei den Ministern und als er diesmal den hartnäckigsten unter ihnen passierte, legte er ihm die Hand auf die Schulter mit den Worten:

„Lieber Broich, ich habe es meinem Sekretär gesagt.“

Anekdoten von Kuno Fischer.

Kuno Fischer, der an Würden und Auszeichnungen reiche und von der ganzen Welt verehrte Historiker der Philosophie, dessen hundertsten Geburtstag die wissenschaftliche Welt am 23. Juli beging, war sich seines Persönlichkeitswertes durchaus bewußt. Stolz war er namentlich auf seinen Exzellenztitel, und es mutet geradezu komisch an, mit welch peinlichem Eifer der große Gelehrte auf die Wahrung des kleinen Titels hielt, den er doch mit so vielen Nullen in Amt und Würden teilte. Wehe dem Handwerker, der seine Rechnung unter Fortlaß des Exzellenztitels einfach auf den Namen des Professors Fischer ausgestellt hätte. Er wäre rasch und kräftig eines besseren belehrt worden. Aber einmal geschieht selbst ihm des Guten zuviel. Ein Student, der sich bei Fischer zu melden hatte, stammelte verwirrt: „Exzellenz, ich habe in Leipzig schon viel von Exzellenz' Vorträgen über christliche Philosophie gehört und bin glücklich, daß ich nun in der Lage bin, Exzellenz selbst zu hören. Wenn Exzellenz gestatten, daß ich Exzellenz . . . .“ — „Junger Mann“, unterbrach der Alte den Stotternden unwirsch, „nicht in einem fort Exzellenz, nur so ab und zu . . . .“

Fischer hielt überhaupt streng auf Wahrung der äußeren Form in allen Fragen gesellschaftlicher Etikette. Einen Kandidaten, der einmal ohne den obligaten Zylinder seine Wohnung in Heidelberg betrat, fragte er mit verhaltenem Zorn, wo er wohne: „In Neuenheim“, antwortete der eingeschüchterte Kandidat. „Dann sind Sie also von Neuenheim ohne Hut hierhergekommen?“ war die höhnische Frage des Alten. Bekannt ist Fischers in der Folge oft variierte und anderen in den Mund gelegte Äußerung: „Es gibt heute nur zwei Philosophen, der andere wohnt in Leipzig“. (Gemeint war der berühmte Leipziger Philosoph Wilhelm Wundt.)

Welches Ansehen Kuno Fischer bei seinen Mitbürgern genoß, und welche überragende Stellung sie ihm einräumten, bezeugte drastisch der folgende launige Vorgang. Vor seiner Wohnung wurden eines Tages Kanalarbeiten ausgeführt, bei denen es begreiflicherweise nicht ohne Lärm abging. Ärgerlich über die Störung riß der Gelehrte das Fenster seines Studierzimmers auf und schrie hinunter: „Wenn Sie nicht sofort aufhören, gehe ich nach Jena.“ Und die Arbeiter stellten auf die Drohung des allbekannten Gelehrten auch sofort ihre Tätigkeit ein, und die Bauverwaltung der Stadt ordnete die Verschiebung der Arbeiten auf die Universitätsferien an, in denen eine Störung des Gelehrten nicht mehr zu besorgen war.

Die Kreuzotter.

Über diese gefährliche Giftschlange, die in diesem Jahre in verschiedenen Gegenden ziemlich stark auftritt, veröffentlicht der Privatdozent Dr. Max Dingler, München, in den „Münch. N. N.“ einen fesselnden Aufsatz, in dem u. a. ausgeführt wird:

Keine andere einheimische Schlange zeigt eine solche Mannigfaltigkeit in ihrer Körperfärbung wie sie. Neben fast weißen, grauen oder grünlichen Stücken finden sich gelbbraune, rotbraune und schwarzbraune. Alle jedoch tragen sie das Brandmal ihrer Sippe, die dunkle Zickzacklinie, die vom Nacken bis zur Schwanzspitze über den Rücken läuft und nur bei den ganz dunklen Tieren undeutlich hervortritt. Weitere zuverlässige Merkmale sind der hinten sehr breite, etwa ein abgerundetes Dreieck bildende Kopf und der kurze, sich schnell verjüngende Schwanz. Durch die gekielten und infolgedessen etwas erhabenen Schuppen bekommt die Körperbedeckung eine rauhe Beschaffenheit. Der Augenstern ist ein senkrechter Spalt. Höchstens 80 Zentimeter wird dieses Tier lang, bleibt also an Größe erheblich hinter der Ringelnatter zurück.

Die Kreuzotter ist die verbreitetste aller Landschlangen auf der Erde. Ein großer Teil der „alten Welt“, vom Polarkreis bis zum Balkan, von Portugal bis zur Insel Sachalin, ist mit ihr beglückt. Bei uns zieht sie Gegenden mit rauherem Klima und einer gewissen Höhenlage vor, wo sie sich auf Heiden oder Mooren in Waldlichtungen und auf Schlägen tagsüber stundenlang sonnt, um mit beginnender Dämmerung auf die Jagd zu ziehen. Kleinen, warmblütigen Tieren, wie Mäusen, Spitzmäusen oder jungen Maulwürfen, stellt sie vor allem nach. Wie auch unsere anderen Schlangen legt die Kreuzotter Eier, je nach ihrer Größe und ihrem Alter 5 bis 16 Stück, aus denen aber sogleich nach der Ablage die jungen, etwa 20 Zentimeter langen Ottern schlüpfen. Kaum zur Welt gekommen, bekunden diese schon ihre unerfreuliche Eigenart: sie zischen, sperren den Rachen auf und zeigen drohend die berüchtigten Zähne, die bekanntlich mit einer Giftdrüse in Verbindung stehen und von einem feinen Kanal durchzogen sind, durch den beim Biß das Gift in den Körper des Opfers gepreßt wird.

Über die Gefährlichkeit der Kreuzotter ist nun freilich viel Jägerlatein im Umlauf: sie wird gewöhnlich übertrieben. Das ungereizte und nicht erschreckte Tier läßt den Menschen unbehelligt, und wer mit guter Beinkleidung in den Wald geht, braucht sich den Genuß der schönen Natur nicht durch die Angst vor Schlangenbissen verkümmern zu lassen. In Brehms Tierleben findet sich der beherzigenswerte Satz: „Würden die bisher bezahlten Tötungsprämien für Kreuzottern dazu verwendet, den am meisten gefährdeten Personen gute Schuhe zu verabfolgen, so wäre die „Kreuzotterplage“ schon jetzt nur mehr eine Zeitungsrubrik in der Saurengurkenzeit wie die Seeschlange.“

Todesfälle durch Kreuzottern sind nur äußerst selten bekannt geworden, wo unglücklicherweise einmal von dem Biß eines besonders kräftigen und erregten Tieres eine große Hohlader getroffen und — das ist das wichtigste — sofortige sachkundige Behandlung versäumt wurde. Denn leicht zu nehmen ist die Sache auf keinen Fall! Wenn auch nicht zum Tode, kann der vernachlässigte Biß je nach der Körperkonstitution doch zu langwierigen Erkrankungen und mannigfaltigen Funktionsstörungen führen.

Wer also das Mißgeschick hatte, gebissen zu werden, ergreife unverzüglich die entsprechenden Maßnahmen, und zwar: die Wunde möglichst bluten lassen, womöglich sie durch einen kurzen Schnitt mit einem reinen Messer noch erweitern, dagegen keinesfalls aussaugen, da durch etwaige Verletzungen in der Mundhöhle, durch einen hohlen Zahn usw., schlimme Komplikationen entstehen können. Gebissene, die sich sehr aufregen, sind zu beruhigen und zu kräftigem, gleichmäßigem Atmen zu veranlassen. Weitbekannt als vorzügliches Mittel gegen die Wirkungen des Schlangenbisses ist der Genuß von Alkohol (Branntwein) in möglichst großen Mengen, etwa ein halber Liter in kleinen Schlücken, bei Kindern entsprechend weniger. Die Rauschwirkung soll durch das Gift aufgehoben werden. Freilich darf dieses Mittel nur Anwendung finden, wo der Otternbiß zweifellos festgestellt ist, da sonst Todesgefahr durch Alkoholvergiftung droht. Festes Aufbinden eines harten Gegenstandes, etwa eines Steinchens, auf die Wunde, kräftiges Abbinden des betroffenen Gliedes oberhalb der Bißstelle bis zum Einsetzen ärztlicher Hilfe ist ebenfalls sehr zu raten. Unbedingt aber: sich sobald als möglich an den Arzt wenden!

Noch besser, als den Biß zweckmäßig zu behandeln, ist, überhaupt nicht gebissen zu werden. Wer nur mit festem Schuhwerk in den Wald geht, wer z. B. beim Beerensammeln nicht achtlos nach dem Boden oder ins Gestrüpp greift, sondern sich erst vergewissert, ob hier nicht eine Kreuzotter liegt, die nicht gestört sein will, für den scheidet diese Gefahr überhaupt aus.

 Bunte Chronik 

* **Der Doppelgänger des Operettentenors.** In Wien gibt es einen beliebten Operettentenor Otto Storm, der viele Hauptrollen in den Operetten von Lehar kreiert hat. Seit einiger Zeit erzählte man sich jedoch mit Befremden, daß Otto Storm tief gesunken sei. Er trete als Gast einer obskuren Wandertruppe in kleinen Provinzorten auf Gasthausbühnen auf und habe sich in der dunkelsten Provinz in üble Schulden- und Liebesaffären verwickelt. Die Freunde des Künstlers wollten es nicht glauben, man zeigte ihnen aber einen Original-Theaterzettel aus dem Wiener Vorort Purkersdorf, wo das Gastspiel Otto Storms, „des populären Wiener Künstlers" in der Rolle des Graf von Luxemburg angekündigt wurde. Nun wurde Otto Storm selbst über sein Gastspiel in Purkersdorf befragt, und bald stellte sich heraus, daß ein Schauspieler dritten Ranges, der eigentlich Otto Stoß heißt, sich den Künstlernamen „Otto Storm" beigelegt hatte und planmäßig in den Glanzrollen des echten Otto Storm auftrat. Um diesem Unfug ein Ende zu machen, hat nun Otto Storm Strafanzeige gegen seinen Doppelgänger erstattet.

•

* **Zwei Kritiken.** J. Vernet war ein berühmter Landschaftsmaler. Eines Tages fragte ein Bekannter ihn, welches Lob er für das schönste halte, das er bekommen habe. Er gab zur Antwort: „Das eines Bauern. Ich zeigte ihm einmal einen von mir gemalten Sonnenuntergang, und da meinte das Bäuerlein: „Nun, was soll denn Besonderes dran sein? Sowas sehen wir bei uns auf dem Lande ja alle Tage!" — Zelter, der Begründer der Berliner Singakademie, war wegen seiner Grobheit bekannt. Zu ihm brachte einmal ein Komponist sein neuestes Werk zur Beurteilung. „Ich habe auf Mozarts Tod eine Trauerkantate komponiert und möchte gern Ihr Urteil hören," bat er Zelter. Unwirsch antwortete der Musikus: „Ich habe jetzt keine Zeit dazu und auch was Besseres zu tun." Auf die wiederholten Bitten des Komponisten erwiderte Zelter schließlich: „Was soll mir die Durchsicht nützen? Ja, wenn Mozart auf Ihren Tod eine Kantate geschrieben hätte, das wäre etwas anderes!"

•

* **Ein merkwürdiger Tierkampf.** In Landsberg (Warthe) erlangte ein in Gefangenschaft gehaltener Mäusebussard plötzlich die Freiheit und flog, so gut er es konnte, auf das Dach eines Hauses in der Nachbarstraße. Kaum hatte das Tier sich dort niedergelassen, da erschienen im geschlossenen Zuge Krähen, die ihren Horst auf dem Turme der Marienkirche besitzen, mit lautem Gekrächze, und begannen sofort den Bussard, den sie allem Anscheine nach für einen Feind hielten, mit kräftigen Flügelschlägen und mit den Krallen zu bearbeiten, so daß der Angegriffene erhebliche Verletzungen davontrug. Hierauf nahmen die Krähen in einer langen Reihe auf dem Dachfirst Platz und bedeuteten den Bekämpften ganz genau. Ja, eine Krähe hatte sogar auf einem näher stehenden Schornstein gewissermaßen als Vorhut Platz genommen. Sowie der Bussard den Versuch machte, sich zu erheben, stürzten sie sich wieder eiligst auf ihn, um ihn aufs neue scharf anzugreifen. Schließlich gelang es einem Hausbewohner, das fast flügellahme Tier einzufangen und von seinen mit zäher Ausdauer ausharrenden Feinden zu befreien.

•

* **Tödliche Dunkelheit.** Die Tatsache, daß mit dem Beginn des Winters die Eiererzeugung abnimmt und die Eier in der Folge regelmäßig teurer werden, ist, wie die „Basler Nachrichten" schreiben, zum nicht geringen Teil auf die Tatsache zurückzuführen, daß die Hühner nach dem Eintritt der Dunkelheit nicht mehr fressen. Je kürzer die Tage werden, desto weniger Nahrung nehmen die Hennen zu sich und halten sich daher nur selbst noch am Leben, bringen aber nicht mehr die überschüssigen Kräfte auf, die für das Eierlegen notwendig sind. Elektrische Beleuchtung hat in den Hühnerställen, wie verschiedene Versuche zeigen, sehr günstige Ergebnisse gehabt und die Eierproduktion bis zu 80 Prozent gesteigert. Dieses Beispiel zeigt, welch einen großen Einfluß die Dunkelheit auf die Lebensgewohnheiten der Tiere hat. Wie der Naturforscher Leslie G. Mainland hervorhebt, kann die Dunkelheit bei kleineren Vögeln sogar den Tod hervorrufen. Besonders tropische Vögel, die an längere Lichtzeit gewöhnt sind, haben in den kurzen Wintertagen unseres Klimas nicht die nötige Muße, um sich genügend zu ernähren und verhungern langsam. Aus diesen Gründen wird jetzt im Londoner Zoo in dem Haus der Kleinvögel einige Stunden vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang Licht gebrannt, und diese vier Stunden, die den Tieren mehr Zeit zur Ernährung geben, haben schon so manchen der kleinen Verbannten aus den heißeren Zonen vor dem Tode gerettet. Besonders gefährdet sind durch diese tödliche Wirkung der Dunkelheit die Kolibris. Ein französischer Gelehrter, Jean Delacour, der Kolibris sammelte, fand, daß diejenigen, die am Nachmittag gefangen wurden, niemals die Nacht überlebten, weil nicht genug Zeit vorhanden war, um sie vor Sonnenuntergang an die neue Art der Nahrungsaufnahme zu gewöhnen. Er tauchte ihre Schnäbel alle zehn Minuten in eine Mischung von kondensierter Milch und Honig, aber erst nach einigen Stunden waren sie so weit, um selbständig sich hier ihre Nahrung zu holen. Hatten die Vögel diesen Vorgang nicht vor Eintritt der Dunkelheit begriffen, so starben sie. Andererseits gibt es aber auch Vögel, die eine erstaunliche Lebenszähigkeit beweisen. Dazu gehören zum Beispiel Eulen, die große Reisen ohne besondere Vorsichtsmaßregeln gesund überstehen. Ein wahrer Durstkünstler ist der Strauß, der buchstäblich überhaupt nicht zu trinken braucht. Als der Leiter einer südafrikanischen Straußenfarm vor einiger Zeit den Londoner Zoo besuchte, bemerkte er, daß sich in dem Straußenhaus Wassertonnen befanden. Er erklärte, daß das ganz unnötig sei und daß er seinen Tieren nie etwas zu trinken gebe. Diese Wasserbehälter wurden daraufhin entfernt, und so haben die Strauße drei Jahre nichts mehr zu trinken bekommen und befinden sich doch recht wohl.

•

* **Zwanzig Morde einer russischen Wahrsagerin.** Einen merkwürdigen Beweis für das Doppelvorkommen von Ereignissen, die wegen ihrer Eigenart nach irgendeiner Seite, besonders häufig aber gerade nach der Kriminalistik hin, die Gemüter beschäftigen und aufwühlen, gibt ein Fall, der aus Rußland gemeldet wird. In diesen Tagen wurde vom Moskauer Obergericht eine Frau Anastasija Permiakowa zum Tode verurteilt, die aus reiner Mordlust, also nicht, wie im Hannoverschen Falle, aus krankhafter Veranlagung, mehr als zwanzig Frauen und Kinder getötet hat. Sie gründete in der Stadt Perm eine Räuberbande, die unter ihrer Führung eine große Anzahl von Räubereien ausführte, bei denen viele Gewaltaten verübt wurden. Die Frau ließ sich dann in Perm als Wahrsagerin nieder. Viele ihrer Besucherinnen verschwanden auf geheimnisvolle Weise. Einmal war sie nach dem Hause eines angesehenen Anwalts bestellt worden, weil die Tochter, die kurz vor der Verheiratung stand, ihre Zukunft wissen wollte. Die Wahrsagerin bat das Mädchen, sich umzudrehen und ihr Haar über den Nacken hochzunehmen, damit sie sehen könne, ob sie ein gewisses Glückszeichen hinten am Halse besäße. Als das Mädchen gehorchte, zog die Mörderin ein kleines Beil unter ihrer Kleidung hervor und tötete sie mit einem einzigen Schlage. Dann verließ sie unbemerkt das Haus. Der Tod des jungen Mädchens erregte aber großes Aufsehen, und die Polizei drang in die Behausung der Wahrsagerin. Man fand dort zehn kleine Äxte, die alle Flecken von Menschenblut trugen, zwei Revolver und eine Anzahl blutbefleckter Messer. Im Verlauf der Untersuchung wurden über zwanzig Mordtaten einwandfrei festgestellt, die sie an ihren Besucherinnen begangen hatte.

•

* **Der Feuerlöscher als Friedensstifter.** Daß die Feuerlöschapparate auch das Feuer des Temperaments zu löschen vermögen, beweist ein Vorfall, der sich jüngst in einer bayerischen Dorfgemeinde unweit der württembergischen Grenze zutrug. Bei einer Fahnenweihe hatten sich die Gemüter einiger Teilnehmer in einer Wirtschaft so erhitzt, daß sie mit Fäusten und Stuhlbeinen aufeinander losgingen. Der Wirt schickt nach dem Landjäger, der war aber in einer anderen Wirtschaft des Ortes „unabkömmlich". Da der Gastwirt selber nicht die Kraft besaß, die Kampfhähne auseinander zu bringen, so kam er auf einen originellen Gedanken, um Frieden zu stiften. Er holte den Feuerlöschapparat, hielt ihn mit der Düse in ein Fenster der Wirtsstube und löste die Plombe. Die Kampfhähne waren von dem kalten Wasserstrahl so überrascht, daß sie voneinander abließen. Mit Hilfe einiger Festteilnehmer, denen die Hitze noch nicht ganz zu Kopfe gestiegen war, gelang es nunmehr auch, das „Feuer völlig zu löschen" und die Ruhe wiederherzustellen. Die originelle Brandlöschung sprach sich weit und breit herum und die Folge davon war, daß sich die Wirte der Umgegend jetzt auch einen Feuerlöscher, „für alle vorkommenden Fälle", gekauft haben.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.